

Sie nehmen den Trash für bare Münze:

Lehrstücke fürs Leben oder bloß

Zwei Untersuchungen zum Erfolg der Daily Soaps

Wenn selbst eine Wissenschaftlerin ein Phänomen „fast gespenstisch“ findet, muss was dran sein. Die TV-Hitliste junger Mädchen (10–15 Jahre) ist fest in der Hand der Daily Soap *Gute Zeiten, schlechte Zeiten*; 46-mal tauchen die GZSZ-Episoden des RTL-Dauerbrenners unter den fünfzig Top-Titeln des letzten Jahres auf. „Gespenstisch“ dürfte Maya Götz vom Internationalen Zentralinstitut für das Jugend- und Bildungsfernsehen (IZI) jedoch vor allem den potentiellen Einfluss finden, den die Serie zwangsläufig hat. Sie hat daher eine Untersuchung mit über 400 Kindern und Jugendlichen zwischen 6 und 19 Jahren durchgeführt. Erstmals veröffentlicht wurden die Ergebnisse im Rahmen einer Tagung, die das IZI am 12. Dezember 2000 durchgeführt hat; unter dem Titel *Irgendwo zwischen Marienhof, GZSZ und Schloss Einstein* befasste sich die Veranstaltung mit sämtlichen seriellen Fernsehangeboten für Kinder und Jugendliche. Fast parallel zu Götz haben Wissenschaftlerinnen des JFF-Instituts für Medienpädagogik in Forschung und Praxis unter der Leitung von Helga Theunert, der wissenschaftlichen Direktorin des JFF, die Serienrezeption von 514 Kindern und Jugendlichen zwischen 9 und 15 Jahren untersucht. Auch hier standen natürlich die Soaps im Vordergrund, zumal Theunert bei den 12- bis 13-jährigen Mädchen eine regelrechte Soap-Sucht ausgemacht hat. Bei der Seriennutzung kommen die Forscherinnen zu ganz ähnlichen Ergebnissen. Bei den Schlussfolgerungen gibt es jedoch teilweise interessante Unterschiede. Einig sind sie sich allerdings sowohl bei der Bewertung der Soaps (Götz: „Seifenblasen“, Theunert: „Trash“) wie auch bei den Gründen für die faszinierende Wirkung

der Serien gerade auf junge Mädchen. Die Ursachenforschung verknüpfen die Forscherinnen jedoch mit unterschiedlichen Kritikpunkten. In der Phase der Adoleszenz, so Theunert, suchten Jugendliche Konzepte für das soziale und intime Miteinander; die Soaps, kritisiert sie, würden diesen Bedürfnissen allenfalls vordergründig gerecht. Sie fordert daher „fiktionale und informative Sendungen, in denen die einschlägigen Themen in der gebotenen Mischung aus Ernsthaftigkeit, Respekt und Spaß aufgegriffen werden“. Gerade Mädchen aus so genannten niedrigen Anregungsmilieus bastelten sich mit Hilfe der Soaps „ein Klischee von Leben und Liebe, in dem die Idealisierung von harmonischem Zusammensein und glücklicher Zweisamkeit im Vordergrund steht“. Konflikthafte Anteile würden weitgehend ausgeblendet. Weil sie den Trash „für bare Münze nehmen“, sei ihre Frustration vorprogrammiert. An die Pädagogen appelliert Theunert daher, „realistische Persönlichkeits-, Geschlechts- und Sozialkonzepte“ zu entwickeln und umzusetzen. Um die Jungen macht sich Theunert zumindest hinsichtlich ihrer Soap-Rezeption weniger Sorgen: Sie können Serien wie *Gute Zeiten, schlechte Zeiten* eigentlich nicht ausstehen und bevorzugen das Comedy-Genre. Soaps schauen sie sich vor allem aus taktischen Gründen an: weil man so bei den Gesprächen der Mädchen mitreden kann; und weil man natürlich eine Menge über das andere Geschlecht erfährt. Genau das ist einer der wesentlichen Kritikpunkte für Maya Götz. Geschlechterrollen standen schon mehrfach im Mittelpunkt ihrer Forschungen; sie geißelt die Soaps daher vor allem wegen ihrer stereotypen Darstellung der Frauen.

Seifenblasen?

Für viele Mädchen liege die wichtigste Bedeutung der „Mensch-Medien-Beziehung“ bei den Soaps in einer „Spiegelfunktion“. Am häufigsten wird in diesem Zusammenhang Marie aus GZSZ genannt: „Sie ist wie ich“. Marie, schlussfolgert Götz, scheine „in der Kombination von (stereotypem) mädchenhaftem Schönheitsideal mit selbstbewusstem Auftreten [...] für Mädchen eine attraktive Projektionsfläche zu bieten“. Sie werde „zur idealisierten Repräsentantin eines Lebensstils, wie sich erlebnisbetontes Mädchensein gestalten kann“. Doch Marias Handlungen blieben, den Konventionen des Formats entsprechend, falsch und klischeehaft und taugten daher eher für Styling-Tipps als für konkrete Orientierungshilfen. Auch die JFF-Forscherinnen bemängeln, dass Männer im Allgemeinen als aktiv und stark dargestellt würden, während den Frauen zwar die soziale Komponente bleibe, sie ansonsten aber oft als Rivalinnen und Konkurrentinnen inszeniert würden. Kein Wunder, dass die Lieblingsfiguren in der JFF-Untersuchung Männer waren: Mädchen favorisieren Ricky aus GZSZ, verkörpert vom mittlerweile ausgestiegenen Oli P.; für Jungen ist interessanterweise Al Bundy aus *Eine schrecklich nette Familie* der Größte, obwohl er streng genommen ein Verlierertyp ist.

Neben den Klischees wirft Maya Götz den Soaps noch vor, den „Mythos Schönheit“ zu verschärfen. In der Tat haben die Frauen in *Marienhof*, *Verbotene Liebe* (beide ARD) sowie *Unter uns* und GZSZ (beide RTL) fast ausnahmslos ihr Idealgewicht. Die weibliche Adoleszenz, so Götz, sei jedoch eine „ausgesprochen ambivalente Phase“; Mädchen hätten in dieser Zeit ohnehin eine höchst kri-

tische Einstellung zu ihrer eigenen Körperlichkeit. Die permanente Konfrontation mit Schönheitsidealen lasse „die eigene Körperlichkeit noch defizitärer erscheinen“.

Übereinstimmend stellen die Forscherinnen fest, Jugendliche suchten in den Soaps Rollenmuster für Lebensbereiche, in denen sie noch unsicher seien; sie wollten die Spielregeln lernen und Fettnäpfchen vermeiden. Zum Teil gehe es dabei gezielt um Informationen zu konkreten Problemen und Situationen wie z. B. Eifersucht und sexuelle Treue. So sagt beispielsweise eine 13-Jährige: „GZSZ will den Kindern die Realität erklären. Was es alles im Leben gibt und wie man damit klarkommt.“ Götz kritisiert allerdings, dass hier wie auch in anderen Soaps Problemlagen „eher in einer Alltagstheorie als durch intensive Recherche aufgearbeitet und, wenn überhaupt, nur oberflächlich gelöst“ würden. Die überdramatisierte Serienrealität treffe „vielleicht eine ‚emotionale Realität‘ der Kinder und Jugendlichen, jedoch nicht deren konkrete Problemlagen“. Insofern taugten sie allenfalls als Projektionsfläche, böten aber „nicht wirklich“ Hilfestellung. Theunert fordert daher, die Kinder und Jugendlichen sollten realitätstaugliche Anregungen erhalten: „Die Entwicklung sozialer und geschlechtlicher Identität“ dürfe durch die Soaps nicht behindert werden. Im Unterschied zur IZI-Forschung berücksichtigt die JFF-Studie auch die Wirkung der dargestellten Gewalt. Zwar sind die Soapkulissen nur selten Schauplatz von Handgreiflichkeiten, doch gerade damit könnten die jungen Zuschauer ungleich besser umgehen als mit subtilen Formen von Gewalt. Kränkungen und Gemeinheiten, so Theunert, zählten bei 11- bis 15-Jährigen bereits

zum „alltäglichen Verhaltensrepertoire“. Stuft man auch dies als Gewalt ein, so sind die Soaps allerdings reichlich gewalttätig; und dies falle bei den Kinder und Jugendlichen auf einen äußerst fruchtbaren Boden. Selbst der scheinbar vorbildliche Umgang von *Marienhof* mit Randgruppen bringt der Soap keine Pluspunkte. „Trotz löblicher Recherche“, moniert Götz, bleibe die Darstellung jedoch „weit hinter der Komplexität der real auftretenden Problembereiche zurück“; vermittelt werde allein „eine politisch korrekte Haltung als ‚Philosophie‘ des *Marienhofs*“.

Tilmann P. Gangloff

Literatur:

Theunert, H./Gebel, C.:
„Lehrstücke fürs Leben in Fortsetzung. Serienrezeption zwischen Kindheit und Jugend“. München: Verlag Reinhard Fischer, 2000. 39,00 DM, 195 Seiten.

Die Ergebnisse der Untersuchung von Maya Götz sind nachzulesen in der IZI-Zeitschrift „Television“, 13/2000/2.